

## REVIEWS

***Das Ungarnbild der deutschen Historiographie.*** Hg. Márta Fata  
Stuttgart (Franz Steiner) 2004.  
(Schriftenreihe des Instituts für Donauschwäbische Landeskunde, 13)  
ISBN 3 515 08428 2, Preis 48,00 €.

Der vorliegende Band geht auf die Jahrestagung des Instituts für Donauschwäbische Geschichte und Landeskunde im Jahre 2000 zurück. Die Verfasser haben sich nicht die Aufgabe gestellt, Vorstellungen über Ungarns Geschichte insgesamt zu überblicken. Vielmehr soll der Band, wie Márta Fata einleitend formuliert, „anhand ausgewählter Themen, Historikerpersönlichkeiten oder am Beispiel der Werkstattarbeit eine Bestandaufnahme der bisher gestellten wichtigsten Fragen an die ungarische Geschichte leisten und aufzeigen, wie das Ungarnbild der deutschen Historiographie entsteht“ (22). Während das literarische, publizistische oder landeskundliche Ungarnbild schon in verschiedener Hinsicht untersucht wurde, sei das der Historiographie bisher ausgespart geblieben. In der Tat beleuchtet der Band verschiedene grundsätzliche Aspekte der Darstellung der ungarischen Geschichte in Deutschland, geht der Deutung und Präsentation einzelner Ereignisse und Epochen nach, beschäftigt sich dabei eingehender mit Fragen der Rechtsgeschichte und aktuellen Rechtsentwicklung aus deutscher Sicht, blickt auf historische Forschungskontakte, aber auch auf deutsche historiographische Einflüsse in Ungarn und das britische Bild ungarischer Geschichte aus. Ein Beitrag zur Münchener Hungarologie gibt einen Einblick in die Entwicklung und die aktuellen Herausforderungen der historiographischen Beschäftigung mit Ungarn in einer wichtigen deutschen „Werkstatt“ – diese Ausführungen sind durch die lange Zeit, die bis zum Erscheinen verstrichen ist, freilich eher exemplarisch zu lesen. Damit wird ein informatives Mosaik zu wichtigen Fragen der deutschen Ungarn-Historiographie präsentiert, an dem neben gestandenen Spezialisten für einzelne Bereiche auch einige jüngere Wissenschaftler mitgewirkt haben.

Der Band ist locker in mehrere Teilbereiche gegliedert. Nach dem kurzen Grußwort des Rektors, Eberhard Schaich und einer Einleitung der Herausgeberin zum „Ungarnbild in der deutschen Historiographie“ (11–24) folgt ein Hauptteil zu „Geschichtsbildern“, der Epochen und Probleme von der mittelalterlichen Geschichte bis zum Systemwechsel behandelt. János M. Bak betrachtet „Herrschergestalten des mittelalterlichen Königreichs Ungarn in der neueren deutschen Mediävistik“ (25–30), István Futaky die „ungarische Geschichte an der Göttinger Universität im 18. Jahrhundert“ (31–48), ein weiterer Beitrag Márta Fatas gilt „Ungarns Geschichte in deutschen historischen Darstellungen zwischen Nationalismus, Konservatismus und Liberalismus im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts“ (49–83), Joachim von Puttkamer untersucht „Ungarns Nationalitätenproblem im 19. Jahrhundert und die jüngere Nationalismusforschung“ (84–98). Daran schließen sich die schon erwähnten Exkurse an, die Attila Pók bzw. Robert Evans zu „Rankes Einfluss auf Geschichtsschreibung und Geschichtsdenken in Ungarn“ (99–109) bzw. zu „Ungarn in der britischen Geschichtsschreibung“ (110–125) unternehmen. Es folgen László Orosz’ Auswertung der „Verbindungen der deutschen Südostforschung

zur ungarischen Wissenschaft zwischen 1935 und 1944“, untersucht „anhand des Briefwechsels zwischen Fritz Valjavec und Elemér Mályusz“ (126–167), Krisztina *Kalteneckers* Betrachtung der „Darstellung der Vertreibung der Deutschen aus Ungarn in der Bonner Dokumentation“ (168–191), Gerhard *Seewanns* Beobachtungen zu den Arbeiten „Deutscher Historiker zur Geschichte Ungarns im 20. Jahrhundert“ in der Spannweite „Zwischen Positivismus, Anpassung und Innovation“ (192–213) und Andreas *Schmidt-Schweizers* Beitrag zum „Politischen Systemwechsel in Ungarn 1988/1989 aus der Sicht eines deutschen Historikers“ (214–224). „Bilder aus der Rechtsgeschichte“ betreffen „Das historische Ungarnbild in der deutschen Rechtsgeschichtswissenschaft“ (Katalin *Gönczi*, 226–239), „Die Aufarbeitung der ungarischen Rechtsentwicklung 1945–1990 durch die deutsche Rechtswissenschaft“ (Georg *Brunner*, 240–252) und den „Minderheitenschutz im ungarischen Recht nach 1990 im Spiegel der deutschen Fachliteratur“ (Johannes *Berger*, 253–263). Der letzte Abschnitt betrachtet „Wege der Vermittlung“. Hier schreiben Holger *Fischer* über „Mythen und Legenden versus Fakten und Strukturen“, nämlich „Zur Problematik deutschsprachiger Gesamtdarstellungen der ungarischen Geschichte“ (267–288), Maximilian *Keller* über „Die Lechfeldschlacht, ein Ereignis zwischen historischer Forschung und populärwissenschaftlicher Darstellung“ (289–298) und Martin *Zückert* über „Ungarn in deutschen Schulgeschichtsbüchern“ („Schlaglichter im Kontext deutscher Geschichte?“, 299–309). Ein Beitrag Zsolt *Lengyels* zur „Hungarologie im Ungarischen Institut München. Grundlagen, Ursachen und Ziele der Neuprofilierung um die Jahrtausendwende“ (310–326) läßt den Band mit einem Ausblick in die Realität der Forschung abschließen. Ein Personen- und ein Ortsregister (327–332, 333–334) sowie ein knappgehaltenes Verzeichnis der Mitarbeiter ergänzen den Band.

Márta *Fata* gibt einleitend einen instruktiven Überblick über die Positionierung Ungarns in Raumkonzepten der deutschen Geschichtswissenschaft vom Wiener Kongreß über die Zeit nach dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg bis in die Gegenwart im Kontext politischer Rahmenbedingungen und wissenschaftspolitischer Setzungen. Den Bezugspunkt, die Leistungsfähigkeit aktueller Ansätze zu überprüfen, bietet ihr deren Vermögen, der „Ausarbeitung regionalspezifischer Geschichtspfade“ behilflich zu sein (16, vgl. 14). Dies gilt gewiß weiterhin, auch wenn die um 2000 in der Fachöffentlichkeit vehement vorgetragenen Vorschläge zur Aufhebung der ostmittel- oder südosteuropäischen Geschichte in einer allgemeinen Geschichte seitdem zur Ruhe gekommen oder in das Inventar der zuständigen, vom Sparzwang her denkenden Ministerialbürokratie übergegangen sind. Die Ergebnisse der jüngeren Forschung, so resümiert *Fata* unter Hinweis auf die Beiträge des Bandes, belegen zugleich die zunehmende Einbindung ungarnspezifischer Forschung in breitere Fragestellungen und die enger werdende Verbindung zwischen eigener und fremder Geschichtsschreibung auch zu Ungarn.

János M. *Bak* schreitet in seinem Beitrag chronologisch die Reihe wichtiger mittelalterlicher Herrscherpersönlichkeiten – Stephans des Heiligen, Sigismunds von Luxemburg, Matthias Hunyadi – ab. Am Beispiel Stephans läßt sich die primär von Deutschland ausgehende Formulierung von Leitfragen und Wahl von Blickwinkeln in der älteren Forschung besonders deutlich belegen. *Bak* würdigt neuere Ansätze, und insbesondere die neuen Ergebnisse, mit denen einzelne deutsche Forscher – Hoensch zu Sigismund, Nehring und Hoensch zu Hunyadi – vorgelegt haben. – István *Futaky* liefert eine kurze, wohlinformierte Zusammenfassung der Entwicklung der Göttinger Geschichtsschreibung zu Ungarn, von der ersten interessierten Kenntnisnahme bis zur zunehmenden Verwissenschaftlichung im späten 18. Jahrhundert. Deutlich wird auch die wichtige Rolle, die das Interesse von Studenten und Gelehrten aus Ungarn und die Kontakte zu Ungarn dabei spielten. Nach 1800 allerdings erlahmte das Interesse, ja das Thema schien einer gewissen erneuten Exotisierung zu unterliegen: die frühere „große Generation“ war gestorben, und das unruhige napoleonische Zeitalter sei „keine günstige Zeit

für die mehr oder weniger 'exotischen Wissenschaften' " gewesen (48). – Márta *Fata* geht dem Ungarnbild von drei exemplarischen Vertretern des Nationalismus, Konservatismus und Liberalismus des frühen 18. Jahrhunderts, nämlich Ernst Moritz Arndt, Friedrich Schlegel und Karl von Rotteck nach. Während Rotteck sein Ungarnbild aufgrund zeitgenössischer Literatur und vermittelter Informationen als Teil seiner „Weltgeschichte“ konzipierte, verfügten Arndt und Schlegel zudem über eigene Eindrücke: Arndt hatte auf einer Europareise 1798/99 u.a. auch Ungarn bereist, und Schlegel hatte sich als Stabsmitglied der Armee Erzherzog Karls 1809 in Ungarn aufgehalten. Der Aufsatz ist methodisch höchst interessant und mit dem konsequenten Blick auf Ungarn als Fallbeispiel auch hinsichtlich der überindividuellen Differenzen der genannten Richtungen erhellend zu lesen. Das größte Interesse hat offensichtlich Arndt gefunden, der im Spannungsfeld zeitgenössischer Konzepte von Nation und Politik sicher auch besonders ergiebig ist, während Schlegel und Rotteck die erforderlichen Gegenstücke liefern. Allen gemeinsam war, daß ihre Beurteilung der neuzeitlichen Entwicklung, insbesondere die – bei allen Unterschieden im Detail anerkannte – enge Verbindung Ungarns mit den Habsburgern auf Ablehnung stieß, aber auch daß sie mangels wissenschaftlicher Geschichtsschreibung und systematischer Rezeption in Ungarn als Historiker keine Wirkung ausübten. – Joachim von *Puttkamer* geht in seinem Beitrag weniger auf das Ungarnbild der deutschen Geschichtsschreibung als vielmehr auf die Deutung eines Problems der jüngeren ungarischen Geschichte, nämlich der Nationalitätenfrage des 19. Jahrhunderts, in der internationalen Geschichtsschreibung einschließlich der ungarischen ein.<sup>1</sup> An drei Diskussionsfeldern, nämlich der ungarischen Nationalitätenpolitik im 19. Jahrhundert, den Triebkräften der Magyarisierung und der inneren Struktur der ungarischen Nationsidee arbeitet er den Beitrag heraus, den die kulturwissenschaftliche Perspektive zum Verständnis des Problems wie zum Hinausgehen über die Typisierungen der älteren Forschung leisten kann bzw. schon geleistet hat. Diese kulturwissenschaftliche Nationalismusforschung habe auch für Ungarn „den ungeheuren Sog eines ethnisierten Nationsbegriffs hervorgehoben“, der seinem staatsbürgerlichen Gegenstück in der Vermittlung eines Leitbilds bürgerlicher Modernität und nationaler Selbstbehauptung überlegen war. Die ältere Typologie von Staatsnationalismen westlichen und Sprachnationalismen östlichen Typs werde damit in den Hintergrund gedrängt. „Deutlich geworden ist ein allgemeiner Gleichklang der Formulierung und Inszenierung nationaler Konzepte, die sich ähnlicher Elemente und Formen in nur graduell verschiedener Gewichtung bedienen.“ In diesem Sinne sei, wie die Überschrift formuliert, Ungarn denn auch „kein europäischer Sonderfall“. Dagegen verlieh die Vielzahl konkurrierender Nationalbewegungen dem ungarischen Fall besondere Züge. Der kurze Ausblick auf die spätere Entwicklung aus kulturhistorischer Perspektive zeigt, wie sehr aktive Prozesse von Wertsetzung und Selbstverortung die Definition und Redefinition nationaler Identität beeinflussen.

Von Attila *Pók* stammt der erste Exkurs dieser Betrachtungen, der sich mit Rankes Einfluß auf Ungarn beschäftigt. Kenntnisreich stellt Pók Rankes Ungarnbild und die Phasen seiner Kenntnisnahme durch ungarische Publizisten und Historiker vor. Produktive Anregungen entnahm Rankes Schaffen Henrik Marcali. Speziell in dessen Werk über die Zeit Joseph II. erblickt Pók Parallelen zu Rankes Herangehensweise. Positiver Bezugspunkt war Ranke auch für den prägenden Historiker der Zwischenkriegszeit, Gyula Szekfü. Wie schwer sich dagegen die Historikerzunft der sozialistischen Ära mit Ranke tat, zeigt schon allein die verquaste Sprache, in der sie ihre Wesenszuschreibungen über den auch von ihr nicht einfach abzutunenden Vorgänger formulierte. Eine Korrekte und grundsätzliche Nuancierung des Bildes nahm erst Ágnes Várkonyi in den 70er Jahren vor. Somit ist die Geschichte der ungarischen Ranke-Rezeption in erster Linie als Niederschlag der Veränderungen in der ungarischen Geschichtsschreibung lesen. – In einem weiteren Exkurs geht Robert *Evans* auf C. A. Macartney und

seine Vorgänger ein. Die historische wie publizistische Beschäftigung mit Ungarn, das aus britischer Sicht weitaus ferner gelegen war als aus deutscher, wurde mit dem Revolutionsjahr 1848 spürbar intensiver und fand dann in der dualistischen Ära in begrenztem Umfang Fortsetzung. Einen Umbruch erlebte die bis dahin grundsätzlich sympathisierende Sichtweise mit Hugh Seaton-Watson's 1908 erschienene Schrift „Racial problems of Hungary“, der schon vor dem I. Weltkrieg weitere ähnlich akzentuierte Arbeiten des Verfassers folgten. Auch vor diesem Hintergrund war Macartneys erstes Werk innovativ, in dem er auch auf die mit dem Trianon-Vertrag vorgezeichneten Konflikte hinwies. In seinem späteren Schaffen widmete er sich allen Epochen der Geschichte Ungarns, ganz besonders jedoch seiner Nachkriegsentwicklung, die er mustergültig in ihren breiteren Kontext einzuordnen verstand.

László Orosz knüpft an frühere Arbeiten von Karl Nehring über Fritz Valjavec und Gyula Szeffü an und untersucht den Briefwechsel zwischen Valjavec und Elemér Mályusz. Eingangs zeichnet er den Werdegang von Valjavec und dessen politischen Prägungsprozeß nach, als dessen Ergebnis Orosz die Ausrichtung auf das Südostdeutschum und die Positionierung als Vertreter von Deutschlands „kämpfender Wissenschaft“ sieht. Der Briefwechsel mit Mályusz, den er unter den insgesamt 117 ungarischen Wissenschaftlern auswählt (166), mit denen Valjavec als Redakteur der *Südostdeutschen Forschungen*, später *Südostforschungen* in Kontakt stand, ist besonders interessant, weil Mályusz – im Unterschied etwa zu dem geistesgeschichtlich positionierten und in Ungarn maßgeblichen Szeffü – mit seinem sozialgeschichtlich ausgerichteten Konzept von Volksgeschichte einen Ansatz verfolgte, der dem Valjavec' ähnlich war, dessen politische Stoßrichtung jedoch nicht teilte. In mehreren Argumentationssträngen verfolgt Orosz, wie Valjavec versuchte, sich selbst auch in der ausländischen Fachöffentlichkeit Reputation zu verschaffen, hierzu potentiell Gleichgesinnte heranzuziehen wie die verschiedenen Lager gegeneinander auszuspielen, aber auch den eigenen Standpunkt in jeweils verschiedenem Licht erscheinen zu lassen, und im Interesse des internationalen Ansehens seiner Zeitschrift möglichst breit Mitarbeiter zu gewinnen. Daß der an einem literaturgeschichtlichen Institut arbeitende Orosz hierzu die feinen Umakzentuierungen von Texten analytisch heranzieht, um das Vorgehen von Valjavec zu demonstrieren, gereicht dem Aufsatz sehr zum Vorteil. Manches, was er im Detail herausstellt, wird dann in der Zusammenfassung wieder zurückhaltender formuliert – auf die Dissertation, deren Teil dieser Beitrag vermutlich sein wird, darf man gespannt sein. – Krisztina Kaltenecker beschäftigt sich mit dem Ungarn-Band der 1951 begonnenen Dokumentation und Darstellung der Vertreibung aus den Ostgebieten, der erstmals 1956 erschien. Insbesondere vergleicht sie das Ungarnbild der Bonner Kommission mit den Aussagen der damals zugänglichen Quellen zur Zwangsaussiedlung, um dessen subjektive Züge aufzudecken. Wesentliche Verzeichnungen stellen danach insbesondere die Annahme einer eingeschränkten Souveränität „des besiegten und zur Zuständigkeit der sowjetischen Alliierten Kontrollkommission gehörenden Ungarns“, der „Mythos des ungarischen Widerstands gegen die sowjetische Forderung“ zur Aussiedlung von 500.000 Deutschen und das Übergehen des Vorgehens der ungarischen Regierungen dar, die eine internationale Aufforderung zur Aussiedlung und die Kaschierung der Kollektivschuldthese anstrebten (190). Die Darstellung der Lage der Deutschen in Ungarn und der Nationalitätenfrage wiederum, wie sie die Publikation von 1956 vornimmt, ließe sich auch als „potentielles politisches Argument zur Untermauerung der deutschen Position bei den künftigen Friedensverhandlungen“, im Sinne des Anrechts der Heimatvertriebenen auf ihre alte Heimat (191) lesen. – Gerhard Seewann stellt eine „Typologie der sich mit Ungarn befassenden historischen Arbeiten deutscher Historiker“ vor, auf die auch der Haupttitel seines sehr kritisch gehaltenen Beitrags prägnant verweist. „Der erste Typ ist von einem vordergründigen Positivismus geprägt, der zweite von einer Anpassung beziehungsweise Anlehnung an die ungarische Geschichtsforschung und der

dritte hat die Stufe der Emanzipation von letzterer erreicht und kann deshalb kritisch-innovativ wirksam werden“, wobei er Mischungen mehrerer, ja aller Ansätze in einzelnen Studien zugesteht (193). Zur ersten Gruppe zählen zwangsläufig viele Historiker, die mangels ausreichender Sprachkenntnisse gestützt auf die Arbeiten ausländischer Kollegen oder deutsche Publikationen von Ungarn arbeiten. Wer wiederum Grenzen überschreiten kann, passe sich mitunter zu unkritisch – in bewußter Wertung wie impliziter, terminologisch vermittelter Identifikation mit einer dominanten Auffassung – der Binnensicht des untersuchten Landes an. Als anstrebenswert erscheint demgegenüber der Typus der emanzipatorischen und innovativ wirkenden Historiographie. Aufgrund seiner Andersartigkeit im Vergleich zu den im Lande dominanten Forschungsansätzen – etwa sozial- und kulturgeschichtlichen Betrachtungsweisen gegenüber traditionell staatsbezogenen Themen und Fragestellungen – habe es dieser Ansatz jedoch schwer, sich durchzusetzen (195). Über Chancen bzw. über Voraussetzungen, um dies zu überwinden, reflektiert der Autor im folgenden. Abschließend analysiert er anhand einer gemeinsam mit Holger Fischer erstellten Bibliographie relevanter Veröffentlichungen zum 20. Jahrhundert aus den Jahren 1980–1999 (203–213) die thematischen Gewichtungen der aktuellen deutschen historischen Forschung. – Andreas *Schmidt-Schweitzer* stellt, da das Thema in der deutschen historiographischen Literatur bisher keine breitere Berücksichtigung gefunden habe, eigene Forschungsergebnisse zum Systemwechsel in Ungarn 1988/89 vor. Deren Kern ist die Charakterisierung der Entwicklung als „politische Systemtransformation von innen“, also keinesfalls als Ergebnis von „Ausgleichsverhandlungen zwischen den Machthabern und der Opposition“. „Maßgebliche Impulse und grundlegende Schritte“ seien vom Reformlager innerhalb der MSZMP ausgegangen und ohne Druck der Öffentlichkeit gefällt worden (223). Auch bei Einbeziehung bisher nicht zugänglicher Quellen meint Schmidt-Schweitzer eine „Rückkehr zur These der ‘verhandelten Revolution’“ ausschließen zu können (224).

Die „Bilder der Rechtsgeschichte“ werden von dem Aufsatz von Katalin *Gönczi* zum historischen Ungarnbild eingeleitet. Die historische Schule der Rechtswissenschaft, deren romanistischer Zweig ebenso wie der germanistische, zeigten an Ungarn nachvollziehbarer Weise kein Interesse. Das weitgehende Fehlen von Berührungspunkten wie die ungarische Rechtspraxis bis Anfang des 19. Jahrhunderts mit ihrer fehlenden Trennung von historischem und geltendem Recht trugen gleichfalls hierzu bei. Der entstehende Rechtsvergleich bot dann Anknüpfungsmöglichkeiten, die jedoch zunächst nicht realisiert wurden. Während des Dualismus wurde zumindest in breiterem Umfang ungarische rechtswissenschaftliche Literatur rezipiert. Mit der Entwicklung der deutschen Rechtswissenschaft hin zu einer nationalistisch geprägten und politisch motivierten Geschichtsschreibung konzentrierte sich das Interesse auf die Verbreitung deutschen Rechts in Osteuropa. Besonders stark „durchpolitisiert“ wurde die Stadtrechtsforschung. Erst die jüngere Integration nationaler Rechtssysteme habe zur Suche nach den gemeinsamen Grundlagen der europäischen Rechtskultur angeregt, die nun auch in der rechtsgeschichtlichen Ungarnforschung zu beobachten sei (239). – Georg *Brunner* konzentriert sich auf die Beschäftigung der deutschen Rechtswissenschaft mit der Entwicklung in Ungarn 1945–1990. Seine Ausführungen sind zugleich ein kritischer Kommentar zu dem Projekt „Normdurchsetzung in europäischen Nachkriegsgesellschaften“ des MPI, dessen Ertrag Brunner als enttäuschend betrachtet und das er als vertane Chance zur rechtsgeschichtlichen Forschung wertet. Ein Grund dafür sei, daß das Projekt eben nicht auf dem Stand der rechtsgeschichtlichen Forschung aufgebaut habe, den Brunner selbst handbuchartig und pointiert und mit einigen Seitenhieben auf des erwähnte Vorhaben beschreibt. Anhand der kurzen Vorstellung von Forschungseinrichtungen zur Ostrechtsforschung und zum Rechtsvergleich, ostrechtlichen Spezialzeitschriften und allgemeinen rechtsvergleichenden Zeitschriften, sowie zur Tätigkeit von Einzelpersonen, die aufgrund der wissenschaftsorganisatorischen Voraussetzungen

entscheidend und prägend waren, sowie in einem abschließenden Blick auf Methodenfragen beschreibt er eine schmal ausgestattete, aber intensiv tätige, profilierte und in engem Kontakt zur ungarischen Rechtswissenschaft stehende Forschungsrichtung, die von historisch bzw. politologisch arbeitenden Kollegen flankiert wurde. – Johannes *Berger* sichtet anschließend die deutsche Fachliteratur zum ungarischen Minderheitenschutz nach 1990. Generell ist zu konstatieren, daß die deutsche Wissenschaft die ungarische Gesetzgebung und Praxis mit der Frage nach geeigneten Modellen für den Schutz von Minderheiten überhaupt – und keineswegs nur mit Blick auf die deutsche Minderheit – betrachtet und sich an potentiellen Lösungen für ethnische Konflikte generell interessiert zeigt. Die meisten Beiträge stammen aus der Zeit um die oder kurz nach der Veröffentlichung des einschlägigen Gesetzes von 1993 und nehmen folglich theoretische Bewertungen vor. Weitere Veröffentlichungen datieren vom Ende der 90er Jahre und können auch die Wirkung des Gesetzes untersuchen. Normen und Ziele des Gesetzes werden sehr positiv bewertet. Neuere Beiträge weisen auf Probleme hin, die sich aus dem Prinzip der freien Identitätswahl ergeben bzw. die bei der Umsetzung des Gesetzes angesichts fehlender oder knapper finanzieller Mittel auftreten. Ein besonderes Problem bilden aus der Sicht der Literatur die Roma, in deren Fall die Notwendigkeit staatlichen Handelns gesehen wird, deren Probleme aber meist nicht als ethnische, sondern als „soziale und gesellschaftliche“ (sic, ?) betrachtet, also jedenfalls außerhalb der klassischen Minderheitenrechts-Fragen eingeordnet würden. Nicht eingelöst sei nach wie vor das Versprechen einer Beteiligung der Minderheiten am politischen Prozeß durch eine parlamentarische Minderheitenvertretung.<sup>2</sup>

Der erste Beitrag zu den „Wegen der Vermittlung“ stammt von Holger *Fischer* und untersucht deutsche Gesamtdarstellungen der ungarischen Geschichte. Fischer interessiert das Vermögen zur Destruktion von Mythen und Legenden und der Umgang der Geschichtsschreibung mit den Realitäten der Vergangenheit – ob nun seitens deutscher oder deutsch veröffentlichender ungarischer Verfasser. Wer Holger Fischer kennt, wird nicht enttäuscht – auch hier gibt es eine sorgfältig aufbereitete quantifizierende Sichtung der Inhalte und Proportionen der betrachteten Werke inklusive graphischer Darstellungen (bes. 271, 287–288). Der Verfasser, der selbst als Autor einer Gesamtdarstellung hervorgetreten ist,<sup>3</sup> ist ein vorzüglicher Kenner der Materie und hat hier für jeden, der das für seine Zwecke am besten geeignete Werk sucht, den wohl besten Überblick vorgelegt, der dazu in kurzer Form gegeben werden kann. Neben den auch äußerlich relativ leicht ersichtlichen Strukturmerkmalen (Gliederung, Apparat, Literatur) geht er detailliert auch auf Thesen der Werke bzw. in ihnen gepflegte Geschichtsmymen ein, die wohl publizistisch wirksam, für die Verbreitung einer objektiven und zumal wissenschaftlichen Sicht auf Ungarn aber hinderlich sind und statt dessen thematisiert und selbst zum Gegenstand historischer Darstellung gemacht werden sollten. – Maximilian Georg *Kellner* stellt Sichtweisen der Lechfeldschlacht vor. Dabei konzentriert er sich zunächst auf neuere Präsentationen in Schulbüchern und populärwissenschaftlichen Darstellungen, demonstriert Akzentuierungen und versteckte Botschaften, und holt dann weiter aus, um auch die Behandlung des Ereignisses in den Quellen sowie in Texten aus dem 19. und früheren 20. Jahrhundert zu untersuchen. Ganz zum Schluß der instruktiven Sichtung erfahren wir auch noch, daß gerade die Hagiographie, der die plündernden und modernden Heiden die ideale Szenerie abgaben, um ihre Helden ins rechte Licht zu setzen, zu der Einordnung der Ungarn als „Hauptübel“ jener Zeit beigetragen habe – „obwohl innere Unruhen, Normannen und Sarazenen nicht weniger Opfer forderten“ (298). – Martin *Zückert* betrachtet die Behandlung Ungarns in deutschen Schullehrbüchern. Dabei konzentriert er sich auf Schulbücher, die in den 1990er Jahren erschienen sind, und schließt damit an die früheren Untersuchungen von Bak und Szabolcs bis Mitte der 60er bzw. bis Ende der 80er Jahre an. Er stellt Schwerpunkte und Lücken der Behandlung Ungarns zusammen, konstatiert, daß in gewissen Bereichen, etwa der Reformations-

geschichte, sogar ein Schwinden der Präsenz erfolgt ist, Ungarn dagegen zum 19. und 20. Jahrhundert mehr Raum erhält, wenn es auch vielfach als Teil der Habsburgermonarchie oder lediglich zur Behandlung der Nationalitätenproblematik erscheint. Nach der Lechfeldschlacht verschwindet Ungarn jedenfalls aus der Darstellung deutscher Geschichte, um im günstigsten Fall im Kontext der Revolution 1848/49 wieder aufzutauchen. Während Generalisierungen angesichts der Vielzahl betrachteter Werke und im Detail divergierender Lösungen hier schwer vorzunehmen sind, sei auf die sehr produktive Vorgehensweise des Verfassers hingewiesen, innerhalb der in Schulbüchern immer anstehenden Kompromisse zwischen Genauigkeit und knappem Platz s.E. besonders gelungene und methodisch richtungsweisende Lösungen hervorzuheben. – Zsolt *Lengyel* stellt abschließend die Entstehung und Entwicklung einer der wichtigsten Zentren ungarbezogener historischer Forschung, das Ungarische Institut in München, vor. Mußte sich seine Tätigkeit trotz weitergehender Ambitionen seiner Gründer lange Zeit auf die Herausgabe wissenschaftlicher Ergebnisse in der Buchreihe „*Studia Hungarica*“ und im „Ungarn-Jahrbuch“ konzentrieren und überwiegend forschungsorganisierend und wissenschaftsvermittelnd tätig sein und konnte es weitergehende Ziele nur gestützt auf das persönliche Engagement einzelner Forscher verfolgen, so erhielt es 1999 nach gründlicher Evaluierung die Möglichkeit, auch sein wissenschaftliches Arbeitsprofil auszubauen. *Lengyel* skizziert abschließend die Entwicklungsperspektive, die sich 2000/01 abzeichnete – und deren aktueller Stand durch einen Blick auf die Website des Instituts ergänzt werden sollte.<sup>4</sup>

Verfasser und Herausgeber haben also einen lesenwertes und in einzelnen Teilen zudem als Nachschlagewerk zu Fragen der deutschen Historiographie zu Ungarn nutzbares Werk vorgelegt. Die Schärfe der Einschätzungen gerade zu Mythen, Legenden und Befangenheiten mancher Kollegen in einigen Beiträgen mag überraschen. Mit Blick auf den fortlebenden ungarischen Brauch, Schwächen mancher Werke zwar festzustellen, aber bestenfalls gesprächsweise und privatim anzumerken, ist dies vielleicht sogar ein weiteres interessantes Statement zur deutschen Ungarn-Historiographie. Wer sozialgeschichtlich arbeitet, wird auch den Einfluß immer geringer werdender Mittel auf das ärgerliche Konstatieren vertaner Möglichkeiten und mangels neuer Projekte nicht auszuräumender Legendenbildungen darin ausmachen. – Leider hat es niemand unternommen, die Behandlung Ungarns in Gesamtdarstellungen oder Schulbüchern mit der anderer osteuropäischer Länder – z.B. Polens oder der Tschechoslowakei – zu vergleichen. Mit Blick auf die Wirkung nationalgeschichtlicher Forschungstraditionen wie die mehrfach angemerkten Selbstmythifizierungen der ungarischen Geschichtsschreibung wäre das sicher interessant gewesen. Es ist hier jedoch auch gleich anzumerken, daß dies sicher selten gegebene parallele Kompetenzen sprachlicher wie historiographischer Art vorausgesetzt hätte. Dennoch, eine lohnende Aufgabe bliebe es gleichwohl.

*Juliane Brandt*

## Notizes

- <sup>1</sup> Anzumerken ist, daß seine Forschungsergebnisse, die den impliziten Kontext dieser Ausführungen abgeben, inzwischen auch als Buch vorliegen: Joachim von Puttkamer: *Schulalltag und nationale Integration in Ungarn: Slowaken, Rumänen und Siebenbürger Sachsen in der Auseinandersetzung mit der ungarischen Staatsidee 1867–1914*. München (Oldenbourg) 2003.
- <sup>2</sup> Gegenwärtige Praxis ist, daß die politischen Parteien auch Minderheitenkandidaten aufstellen.
- <sup>3</sup> Holger Fischer: *Eine kleine Geschichte Ungarns*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1999.
- <sup>4</sup> <http://www.ungarisches-institut.de>, vgl. den Hinweis des Autors S. 321.

***Deutschland und Ungarn in ihren Bildungs- und Wissenschaftsbeziehungen während der Renaissance.*** Hgg. Wilhelm Kühlmann / Anton Schindling

Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2004, XII + 292 S., 28 Abb. (Contubernium.

Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, 62)

ISBN 3 515 08551 3, Preis 50,00 €.

Die Beiträge des vorliegenden Sammelbandes gehen auf ein Arbeitsgespräch des „Wolfenbütteler Arbeitskreises für Renaissanceforschung“ und der „Arbeitsgruppe für Renaissanceforschung“ der Ungarischen Akademie der Wissenschaften zurück, das 2001 in Göttingen stattfand. Der Band gliedert sich in einen ersten Teil zu den „Rahmenbedingungen“ dieser Beziehungen (1–108) und einen zweiten, der „Personen und geistige Strömungen“ betrachtet (117–174). Karten zur ethnischen Zusammensetzung, zur Verwaltungsgliederung des Königreichs um 1500 bzw. zur Lage nach 1570 und zu den zentralen Institutionen des geistigen Lebens – zu Schulen und Druckereien im 16. und 17. Jahrhundert – helfen bei der Orientierung in diesem historischen Raum, und die einigen Beiträgen beigegebenen Faksimiles von Titelseiten zeitgenössischer Bücher und Flugschriften, Albeneinträge und Ortsansichten in ausgesprochen guter technischer Qualität lockern die konzentrierte geistige Nahrung auf, die hier geboten wird (Abb.verz. 291–292). Ein Orts- und Personenregister ergänzen den Band.

Ganz allgemein belegt und dokumentiert der Band die Vielfalt der Beziehungen und ihrer komplexen Rahmenbedingungen, die – auf verschiedenen Ebenen und aus verschiedenen Motiven – innerhalb der bewegten politischen Kräfteverhältnisse im zeitgenössischen Europa wie innerhalb seiner grundsätzlich supernationalen, sich jedoch allmählich nach konfessionellen, politischen und sprachlichen Trennlinien gliedernden Bildungslandschaft zwischen Ungarn und Deutschland bestanden. Etliche neue Einzelergebnisse, Befunde zu Quellenlagen und weiteren Forschungsperspektiven werden dabei vorgelegt. „Renaissance“ wird in einem sehr offenen Sinn als Zeitalterbegriff verwendet. Es geht letztlich mit den Worten der Herausgeber „vor allem“ um die „vielfältigen Beziehungen humanistischer Gelehrsamkeit [...], die sich im Zusammenhang der Reformation und später des internationalen Calvinismus um 1600 ergaben“ (VIII). Sehr instruktiv ist die im Ergebnis der Diskussionen des Arbeitskreises in den Beiträgen – in Einleitung wie Einzelstudien – vorgenommene Zusammenschau der Beziehungen zwischen Habsburgischem Herrschaftsgebiet, deutschen Territorien und Ungarn auf dem Stand der jüngsten Forschungen, die überall spürbar ist. Die einzelnen Beiträge wählen dabei naturgemäß unterschiedliche Blickwinkel, und setzen individuelle bzw. von nationalen Forschungstraditionen geprägte Akzente. Neben den Detailergebnissen der einzelnen Autoren besteht in diesem Zusammenführen und Reflektieren unterschiedlicher Ansätze m.E. ein ganz wesentliches Verdienst des Bandes. Wie die Herausgeber formulieren, ist es „stets bereichernd, wenn die Binnendiskurse der nationalen Wissenschaftstraditionen sowie der Einzeldisziplinen zueinander in Beziehung gesetzt und über die Fächergrenzen hinweg vergleichend diskutiert werden“ (XII).

Das ist hier mit ersichtlichem Ertrag geschehen. Die ungarische und die deutsche Wissenschaftstradition unterscheiden sich im Blick auf die Religionsgeschichte des 16.–18. Jahrhunderts durchaus. Zwar hat auch die einschlägige ungarische Forschung durchaus sozialgeschichtliche Fragestellungen rezipiert, die in der Forschung zur Frühen Neuzeit mit der ihr eigenen Quellenlage auch in Ungarn immer weitaus stärker implizit präsent waren als beispielsweise in der Forschung zum 19. und 20. Jahrhundert. Doch erweisen sich einzelne Verläufe und Eigenheiten der nationalen – auch religions- und kulturgeschichtlichen – Entwicklung wie die daran anknüpfenden fachlichen Diskussionen „langer Dauer“ als stark genug, um bestimm-

te Modelle und Paradigmen naheulegen bzw. ihre Ablehnung oder doch vergleichsweises Desinteresse daran zu präfigurieren, und produzieren Begrifflichkeiten, die immer wieder der Reflexion bedürfen – was dann freilich im gemeinsamen Austausch auch erhellend und produktiv wirken kann. Die konfessionsgeschichtliche Entwicklung in Deutschland, geprägt und symbolisiert durch den Augsburger Kompromiß und die Regelungen des Westfälischen Friedens, hat die Entdeckung von strukturellen Gemeinsamkeiten in den Entwicklungen der katholischen wie der protestantischen Kirchen und Territorialherrschaften sowie der Verflechtung von kirchlicher, mentalitätsgeschichtlicher und staatlicher Entwicklung gewiß nahegelegt. Das darauf basierende begriffliche Modell der Konfessionalisierung, das bald zum Paradigma ausgebaut wurde und nach wie vor omnipräsent ist, ist für andere Länder nur mit Einschränkungen anwendbar, aber auf jeden Fall auch und gerade wegen der Spannung zwischen Modell und einzelnen Entwicklungen heuristisch produktiv.<sup>1</sup> In Ungarn haben die Verkoppelung von anti-habsburgischer ständischer Opposition und Forderungen nach protestantischer Religionsfreiheit bzw. das Bündnis zwischen Katholizismus und Herrscherhaus in der Geschichtsschreibung der protestantischen Kirchen wie in der im 19. Jahrhundert national werdenden und Elemente des Geschichtsnarrativs der Akteure auf der Seite der „nationalen“ Unabhängigkeit aufgreifenden Geschichtsschreibung zum einen zu einer konzeptionellen Verknüpfung von (geistigen) Fortschritt, nationaler Unabhängigkeit und Protestantismus bzw. diesem beerbenden Liberalismus geführt, das auch der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts seine Um- und Fortschreibung erlebte. Im Ringen der unterschiedlich aufgestellten Seiten scheint dann die Betrachtung von katholischer Reform und Bildung protestantischer Konfessionskirchen als spekulativ, ja als Sakrileg. Zum anderen führt ein in der Kirchengeschichtsschreibung noch deutlicher präsenter engerer ekklesiologischer Ansatz zur Konzentration auf die eigene Gruppe, nicht in ihrer Vergleichbarkeit und (ebenfalls gegebenen) strukturellen und kulturgeschichtlichen Determiniertheit, sondern in ihrer Eigenart. Entwicklungen wie das Fehlen einer christlichen Obrigkeit im osmanischen Eroberungsgebiet mit seinen interessanten eigenen volkskirchlichen Entwicklungen, der siebenbürgische Religionskompromiß der 1560er Jahre, das Nebeneinander von Luthertum und Calvinismus in Oberungarn, selbst in einzelnen Städten, der Widerstand gegen Exzesse der Gegenreformation oder das (spätere) Phänomen des Wiederauflebens sogenannter verwaister Gemeinden, also die erneute Organisation von protestantischen Kirchen in Gemeinden, die jahrzehntelang, z.T. ein Jahrhundert lang keinen protestantischen Gottesdienst haben durften, nach dem josephinischen Toleranzedikt bestärken die Skepsis; die weitaus ungünstigere Quellenlage zu Entwicklungen vor dem 18. Jahrhundert, auf die auch der Band immer wieder rekurriert, wirkt unterstützend.

Zu beobachten ist aber auch, daß deutsche und ungarische Forscher vorrangig gestützt auf ein eigenes Corpus von Quellen und Literatur arbeiten. Auch weil diese beiden Traditionslinien hier in einem Band zusammengeführt werden, ist das vorliegende Werk so lehrreich und wichtig. Man darf annehmen, daß die in Ungarn zu beobachtende Haltung zum Konfessionalisierungsparadigma auch auf den Gang der Rezeption und auf die nur selektive Zugänglichkeit einschlägiger Werke – in den mit sinkenden Mitteln ausgestatteten Bibliotheken – zurückzuführen ist. So wird es oft rundheraus abgelehnt, statt, was spannender wäre, es im Detail zu korrigieren oder zu falsifizieren. Aber auch auf deutscher Seite ist zu beobachten, daß es einen eigenen deutschen „Umlauf“ von Fachliteratur gibt, in die die Ergebnisse der ungarischen Forschung nur auswahlweise über die deutschen bzw. fremdsprachigen Publikationen ungarischer Kollegen eingebunden sind. Was sonst in Ungarn erscheint oder aus der älteren Literatur erneut herangezogen werden könnte, bleibt ausgespart. Angesichts des frühen Übergangs zur Volkssprachlichkeit in bestimmten Genres der Reformationsliteratur legt dies Felder fest, auf denen Beobachtungen möglich sind, und grenzt andere aus, was das Gesamtbild beeinflussen

muß. Ausgesprochen verdienstvoll ist es, daß einige Teilnehmer (*Zach, Seidel*, bes. 156, 228) auf diese Grenze ihrer Arbeit hinweisen. Eben auch daher sind Unternehmungen wie diese Arbeitsgespräche so wichtig. Offensichtlich beherrscht nur der Ausnahmespezialist alle Sprachen, und Wissenschaft ist ohnehin ein kollektives Projekt und findet in kulturell vorgeprägten Köpfen wie auch in durch nationale Diskurse geprägten Milieus und Institutionen statt. Ein Übersetzen zwischen Rednern und ein Übersetzen von Texten ist immer auch eines zwischen Kulturen, und daher eines, in dem die scheinbar semantisch äquivalenten Begriffe doch nur unter Kenntnis ihres Kontextes annähernd zugänglich gemacht werden können (wie eben am Beispielfall skizziert wurde).

Vorprägungen der nationalen Wissenschaftstraditionen sind freilich auch dahingehend zu beobachten, was breiter und was weniger eingehend erforscht wurde. Das Bemühen, bildungs- und wissenschaftsgeschichtliche Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn in ihrer ganzen Breite zu thematisieren, hat auch ein „katholisches Forschungsdefizit“ deutlich werden lassen. Aus Wolfgang Asches Beitrag zu den Studienbeziehungen geht hervor, was die Diskussion offensichtlich noch deutlicher gemacht hat, nämlich „dass gerade für die katholische Seite noch zahlreiche Untersuchungen zur Literatur- und Bildungsgeschichte sowohl in den Territorien des Heiligen Römischen Reichs als auch in Ungarn notwendig sind“ (X. vgl. allgemeiner zu Detailforschungen und neuen Quellen auch: 107, 117, 156, 208, 225, 251).

Ein Vorzug dieses Bandes sind die breite Dokumentation sowohl der herangezogenen neusten Fachliteratur als auch der Quellen, sowie die Diskussion von Forschungsmöglichkeiten, die sich aus neuen bzw. in den letzten Jahrzehnten nicht zugänglichen Quellen ergeben. Aus den Archivbeständen der oberungarischen Städte hat offensichtlich vieles doch den I. und II. Weltkrieg überlebt und bietet die Chance zur Schließung bisher zu konstatierender Lücken, zur Präzisierung von Thesen und zur Ergänzung von disziplinär beschränkten Ergebnissen sowie zum Ausbau der bisher lückenhaft entworfenen mentalen Landkarte z.B. der oberungarischen Stadtlandschaft des 16.–17. Jahrhunderts. Aber auch in Städten wie Ódenburg (Sopron) liegen Bestände vor, die, mit neuen Fragen betrachtet, neue Einsichten versprechen. Der Band ist daher jedem einschlägig arbeitenden Forscher allein schon informationshalber unbedingt zu empfehlen.

Nachdem der Band als Gesamtwerk – was er verdienstvollerweise tatsächlich ist – betrachtet wurde, nun zu den Einzelbeiträgen: Die Herausgeber, Wilhelm *Kühlmann* und Anton *Schindling*, beschränken sich in ihrer „Einführung“ zu „Deutschland und Ungarn in ihren wechselseitigen Beziehungen während der Renaissance“ (VIII–XII) darauf, einen allgemeinen Rahmen zu skizzieren und auf Themen und wichtige Punkte der Einzelbeiträge hinzuweisen.

Franz *Brendle* stellt detailliert das Geflecht der Beziehungen, Interessen und Abhängigkeiten dar, die „Habsburg, Ungarn und das Reich im 16. Jahrhundert“ im Wechselspiel der europäischen Mächte verbanden (1–25). In seinem Beitrag wird u.a. deutlich, wie politisch schwierig die Mobilisierung von Ressourcen des Reichs für die Türkenabwehr war, wie sehr damit der Kaiser zu Kompromissen mit der ständischen Opposition – nach Ansicht Brendles auch in religiösen Fragen (bes. 12–14, 25) – gezwungen war, die Frage aber auch ein letztes wichtiges Element eines katholische wie protestantische Reichsstände verbindenden Reichspatriotismus bildete.

Der anschließende Beitrag im Kranz der Texte zu den Rahmenbedingungen der geistigen Beziehungen des 16. und 17. Jahrhunderts von Matthias *Asche* ist den „Bildungsbeziehungen zwischen Ungarn, Siebenbürgen und den deutschen Universitäten um 16. und frühen 17. Jahrhundert“ gewidmet (27–52). Noch vor der osmanischen Eroberung weiter Teile Ungarns waren die Universitätsgründungen des 14. und frühen 15. Jahrhunderts in Ungarn gescheitert. Weniger als die durchaus gegebene starke Konkurrenz der benachbarten älteren Einrichtungen

in Prag, Krakau oder Wien hatte die fehlende dauerhafte Grundlage für diese Prestigeprojekte zu deren Untergang beigetragen (28). Dieses Fehlen von Landesuniversitäten bis zum ersten Drittel des 17. Jahrhundert wurde dann „für den Verlauf der ungarischen Bildungsgeschichte konstitutiv“ (31). Asche resümiert kenntnisreich, welche Universitäten in der Folgezeit in bestimmten politischen Konstellationen und konfessionell geprägten Bildungsinteressen von wem bevorzugt frequentiert wurden. Dabei bezieht er den gesamten Raum von Siebenbürgen über Oberungarn bis zur Adria mit seinen vielfältigen ethnischen und sozialstrukturellen Voraussetzungen wie divergierenden und in Bewegung begriffenen konfessionellen Bindungen ein. Während eine Universität in Ungarn 1635 in Thyrnau (1777 nach Buda verlegt) wieder entstand, erfolgte angeregt durch die Impulse der Reformation auf den Ebenen darunter jedoch der Ausbau eines Netzes von städtischen Lateinschulen und akademischen Gymnasien (Kolegien), die sich am Bedarf der lokalen Bürgerschaft und deren kulturellen und politischen Präferenzen orientierten bzw. den Personalbedarf der Kirchen und der regionalen Verwaltungen deckten (bes. 37, 44). Auch Lehrer und Leiter dieser Einrichtungen wurden teilweise aus dem deutschen Raum rekrutiert – berühmtestes Beispiel ist das Kolleg in Weißenburg – bzw. begaben sich zum Studium an deutsche Universitäten. Wittenberg und Heidelberg wurden – vor Leipzig, Marburg und Jena – insgesamt von Protestanten bevorzugt aufgesucht, Wien und Graz waren die erste Wahl für die Katholiken. Sie wurden dann auch Ausgangspunkte für die katholische Reform in Ungarn „unter jesuitischem Vorzeichen“ (47).

Márta Fata stellt ihren Aufsatz unter die Überschrift „Deutsche und schweizerische Einflüsse auf die Reformation in Ungarn im 16. Jahrhundert. Aspekte der frühneuzeitlich-vormodernen Identität zwischen Ethnie und Konfession (53–107). Dabei geht es ihr um die „Formierung und Abgrenzung des konfessionellen Bewußtseins, sowie die Identitätsbildung der Magyaren im Calvinismus und die der Deutschen im Luthertum im 16. Jahrhundert“ (56). Bevor sie diese Entwicklung in mehreren Phasen darlegt, geht sie auch auf Probleme der Forschung, genauer auf das „zum gesellschaftsgeschichtlichen Paradigma aufgewertete Konzept der Konfessionalisierung“ (51), auf seine Nutzbarkeit für Ungarn bzw. die weitgehend ablehnende Haltung der ungarischen Forschung dazu ein (51–57). Wichtige Ursachen sind i.E. Vorprägungen des Diskurses über die Nationalgeschichte sowie die disziplinäre Abschottung der einschlägigen Forschung. Die „miserable Quellenlage“, „die für einen westeuropäischen Historiker oft kaum vorstellbar ist“ (55), schaffe weitere Schwierigkeiten bei der Klärung zentraler Fragen, insbesondere der nach dem „warum“ bestimmter Entwicklungen. Doch ließen sich auch bekannte und erschlossene Quellen durchaus erfolgreich neu auf derartige Fragen hin auswerten (57). Eine grundsätzliche Andersartigkeit der ungarischen Verhältnisse stehe der heuristischen Anwendung der These – wie selbst von dem auf dem Gebiet der Reformationsforschung in vieler Hinsicht innovativen Ferenc Szakály behauptet wurde – jedoch nicht im Wege (55). Fata optiert unter Verweis auf Jenő Szűcs dafür, die ungarische Entwicklung „als Bestandteil einer eigenständigen ostmitteleuropäischen Regionalentwicklung“ zu begreifen, innerhalb derer „methodische und thematische Vergleichsanalysen der in West- und Ostmitteleuropa abweichenden europäischen Wandlungsvorgänge“ aufschlußreich werden könnten (55).

Die folgenden Ausführungen zur Konfessionsentscheidung von magyarischem Adel und deutschem Bürgertum – denn auf diese Gruppen konzentriert sie sich wesentlich – liefern eine pointierte Zusammenschau und problemorientierte Erweiterung der in ihrem Buch präsentierten Entwicklung<sup>2</sup> und führen exemplarisch vor, wie ein Neulesen der Quellen erfolgen kann. Im Falle des Adels beobachtet sie zunächst einen schwierigen Weg zum Luthertum – behindert durch sein Selbstverständnis als christliches Bollwerk, das mit der Lutherschen Deutung des türkischen Vordringens kollidierte, und durch seine Loyalität zum Haus Habsburg. Doch nach

den 1530er Jahren vermochte eben diese Lehre „Antwort auf die nationalen Schicksalsfragen“ zu geben (90). Im Westen des Reichs blieb diese Entscheidung auch bestehen, während der Osten, angezogen von dem Deutungsangebot der calvinistischen Lehre, die Wendung zum reformierten Christentum vollzog. Nach Fata waren es „gerade die [...] schweizerischen Lehren über die Prädestination und den freien Willen, mit deren Hilfe der Adel die lutherischen Lehren über die völlige Entwertung des freien Willens und damit seine passive politische Haltung überwinden und seine Berufung durch Gott zur Befreiung der eigenen Nation erkennen konnte“ (69). Angesichts der Spannbreite der individuellen Ausdeutungen von „Sendung“ und „Vorsehung“ wie der Vielzahl divergierender theologischer Rezeptionen der schweizerischen Vorbilder – die die Autorin kenntnisreich in nuce vorstellt – ist es mutig, aber m.E. auch produktiv für die weitere Diskussion, diese Zusammenfassung vorzunehmen. Untersucht wird dann die „Erweiterung der adeligen Identität um die ethnische Komponente“ (71), als deren Marksteine die Selbstinterpretation der Magyaren als auserwähltes Volk (in biblischer Parallele) und die Entdeckung der Muttersprache durch die Späthumanisten und protestantischen Prediger standen. Die Verknüpfung der politischen, sozialen und kulturellen Interessen des magyarischen Adels mit dem Calvinismus, die im Zuge dieser Entwicklung erfolgte, verlieh diesem einen spezifischen ethnischen Charakter – wie auch bei anderen Gruppen dauerhafte Verbindungen von Konfession und Ethnie entstanden, die auf die kulturelle Mentalität der jeweiligen Konfessionsgruppe einwirkten.

Interessant ist auch, wie Fata die Rolle des ungarischen Adels insgesamt im Verlauf der Reformation in Ungarn einschätzt. In der Literatur wird bekanntlich vielfach davon ausgegangen, daß der Adel maßgeblichen Einfluß auf das Bekenntnis seiner untertänigen Bauern ausgeübt und auf seinem Besitz die Reformation vorangetrieben bzw. sein eigenes Bekenntnis durchgesetzt habe. Das deutsche „*cujus regio, ejus religio*“ sei dabei im Sinne eines grundherrlichen *ius reformandi* umgedeutet worden. Dieses Bild zeichnet im vorliegenden Band auch *Brendle* (u.a. 9). Fata weist dagegen auf die Eigenart der Adelsreformation in Ungarn im 16. Jahrhundert hin, „wonach die ungarischen Magnaten und Adelige nicht den Anspruch erhoben, die Konfessionszugehörigkeit ihrer adeligen Servienten oder ihrer bäuerlichen Untertanen zu bestimmen. In Ungarn waren konfessionelle und territorial-herrschaftliche Identität bis zum Ende des 16. Jahrhunderts keineswegs deckungsgleich“ (90).<sup>3</sup>

Beim deutschen Stadtbürgertum habe sich die Entscheidung für die lutherische Reformation bzw. das Festhalten an ihr ebenfalls in mehreren, u.a. von sozialen und politischen Konflikten bzw. Interessenlagen beeinflussten Schritten, im Ringen zwischen Bürgern und Stadtrat vollzogen. Das schließlich als verbindlich angenommene lutherische Bekenntnis stellte dann „den gemeinsamen städtischen sakralen Raum und die städtische Einigkeit wieder her“, das „politische Bündnis der evangelischen Städte mit dem katholischen König“ habe anschließend einem weiteren Abdriften zu schweizerischen Ideen entgegengestanden (91). Wesentliches Ergebnis ist der Nachweis, daß „die Teilnahme der ethnisch-sozialen Gruppen an der Reformation bzw. ihre Präferenz für die eine oder andere reformatorische Richtung nach der Selbstdefinition und den gruppenspezifischen Interessen entsprachen, in denen politische Konzeptionen, soziale Interessen und ethnische Ansichten wirksam werden konnten“. Interessante weiterführende Fragen ergeben sich m.E. auch aus der These: „Die sich aus der Konfessionalisierung ergebende Notwendigkeit der religiösen Abgrenzung bedeutete zugleich eine sich seit dem Mittelalter allmählich vollziehende und sich im 16. Jh. verstärkende ethnische Abgrenzung“ (ebd.).

Die Vorstellung der Rahmenbedingungen schließt Mihály *Imres* Aufsatz über den „ungarischen Türkenkrieg als rhetorisches Thema in der Frühen Neuzeit“ ab (93–107). Kenntnisreich stellt der Verfasser die mittelalterliche Vorgeschichte einschlägiger Gedanken, u.a. des Motivs

vom „Bollwerk der Christenheit“, seine mit dem Vordringen der Türken erfolgende engere, ja ausschließliche Verbindung mit Ungarn, sowie die Behandlung einschlägiger Topoi und Argumente in der zeitgenössischen Rhetorik dar. Seine Rekonstruktion der Verwendung einzelner Motive, ihrer Entlehnungen und der dabei wirksam werdenden personalen Beziehungen führt zugleich vor Augen, wie nachhaltig die Anwesenheit von Studenten aus Ungarn an den deutschen Universitäten für die Verwendung der Problematik und die Verbreitung einschlägiger Texte war. Nicht vernachlässigt werden sollte Imres abschließender Hinweis auf den fragmentarischen Charakter seiner Überschau, die durch weitere Analysen des vorliegenden umfangreichen Quellenmaterials an lateinischen und deutschsprachigen Reden, Predigten und Gebeten ergänzt werden sollte. Auch mit Blick auf die dünne Quellenlage zur Reformation in Ungarn, so wäre hinzuzufügen, ist dies ein hoffnungsvoller Hinweis.

Die Reihe der Beiträge zu Personen und geistigen Strömungen eröffnet András F. Balogh mit einer Untersuchung über „Literarische Querverbindungen zwischen Deutschland und Ungarn in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts“ (117–127, sowie Ill.). Er weist einleitend auf die Spezifik dieser Werke und ihr Verhältnis zur kanonisierten Literatur hin: die meisten deutschen Texte mit Ungarnbezug seien „nicht in einem primär literarischen Bereich aufzufinden“, sondern vielmehr von einem journalistischen, chronikalischen, theologisch-politischen Kontext bestimmt (118). Um der Eigenart der Texte gerecht zu werden, sei die Anwendung eines allgemeineren Begriffs von Schrifttum ratsam. Ferner hätten damit auch die Kontakte, die aus den Texten beleuchtet werden können, nicht nur literarische Aspekte, sondern seien „auch theologischen und zeithistorischen Charakters“ (119). Im engeren Sinn literarische Beziehungen seien in der volkssprachigen Literatur gerade im frühen 16. Jahrhundert noch nicht zu beobachten. Zu beobachten ist vielmehr die Aufnahme von Motiven, Ideen oder (realen wie fiktiven) Personen in den Texten, in erster Linie auf deutscher Seite, während sich in der ungarischen Literatur Spuren eines deutschen Kultureinflusses nach Balogh erst ab der Mitte des Jahrhunderts zeigten (119). Die vorgestellten Beispiele auf verschiedenen Textgattungen illustrieren denn auch die stark fiktive Einfärbung der als real vermittelten Bereiche über Ungarn – das in den Texten wiederum zu einem fernen Randbereich eines deutschen Kulturraums wird –, oder aber die starke Anbindung an allgemeinere deutsche Diskussionen, zu deren illustrierender Folie Ungarn wird (Unterredung gegen die Türken, 125). In die Hochkultur drangen diese Themen und Motive nicht vor (127). Dennoch will Balogh einen gewissen Einfluß des Ungarn-Themas auf die Entwicklung der deutschen Literatur nicht rundheraus verneinen. Die journalistische Beschäftigung mit ihm habe immerhin „Stil und Sprache der Kriegsberichterstattung befördert“, die „Lokalisierung der Schauplätze zur Festigung der literarisch-geographischen Grenzen und des Selbstbildes in der deutschen Literatur beigetragen“, und schließlich sei in den Traktaten der „Übergang vom theologischen zu einem säkularisierten Diskurs geschaffen worden“ (127), um nur einige wichtige Argumente zu nennen.

Ulrich Andreas *Wien* beschäftigt sich in Anknüpfung an das Motto „Sis bonus atque humilis, sic virtus Deusque / Tollet in excelsum, constituetque locum“ mit der humanistischen Reformation im siebenbürgischen Kronstadt, mit Johannes Honterus und Valentin Wagner (135–150). Diese Verbindung von Humanismus und Reformation, die schon Schullerus und Reinert herausgestellt haben, und ihre „integrative Einheit“ (139) erscheint als das besondere Merkmal gerade der Kronstädter Reformation unter Honter und Wagner. Eine der Voraussetzungen dafür waren die weit ausgreifenden internationalen Kontakte, in die der siebenbürgische Humanismus eingebunden war. Eine zentrale Rolle im Werk beider Reformatoren nahm auf dieser geistigen Grundlage die Pädagogik ein. Gerade bei Wagner, der wichtige Anregungen von Melanchthon bezog und in seiner Lehre von der Willensfreiheit teilweise noch über diesen hinausging, nahm deshalb die Ethik eine zentrale Position ein. In der Auseinandersetzung

zung mit der aufkommenden calvinistischen Theologie ab Mitte des 16. Jahrhunderts konservierte die sächsische Kirche ihre einmal erreichte Position und entwickelte einen Standpunkt, in dem sich dieses geistige Erbe in einer konservativen lutherischen Kirchenordnung mit dem Festhalten an überkommenen Formen des Kirchentums in spezifischer Weise verband (139, 150), und die in der siebenbürgischen Religionsgesetzgebung – von Wien als Religionsfreiheit begriffen und für 1571 angesetzt – ihre Rahmenbedingungen erhielt.

Unter dem Motto „... Eine kleine Biblia...“ rekonstruiert Krista Zach „Rezeption und Resonanz des reformationszeitlichen Katechismus im historischen Ungarn (1530–1640)“ (151–179, Ill.). Nach einem Rückblick auf die Vorgeschichte von Katechese und Katechismus und der Kennzeichnung ihrer Stellung in den zeitgenössischen reformatorischen Kirchen und im Katholizismus stellt sie die Verbreitung einzelner Katechismen im historischen Ungarn vor. Einzelne Strömungen der Reformation stellten hier in unterschiedlicher regionaler Kombination ihre Lehren in den Volkssprachen dar – so entstanden „magyarisch-, deutsch-, bibeltschechisch- wie slowakischsprachige Katechismen in Oberungarn und der Zips; magyarische und deutsche wie rumänische und griechische in Siebenbürgen bzw. magyarische in den Regionen West- und Zentralungarns sowie in Süddeutschland oder Wittenberg. Bücher in südslawischen Idiomen und Schriftarten für Kroatien, Slawonien und Dalmatien“ (158). Die wichtigsten Vorlagen bzw. Katechismusmodelle in Ungarn waren Luthers *Kleiner Katechismus* (1529 und folgende Ausgaben) und *Brenzens Fragstücke* (1535), der *Zweite Genfer Katechismus* Calvins und der *Heidelberger Katechismus*, der die vorige Filiation nach 1565 verdrängte. „Pertrus Canisius’ Katechismen werden in den Quellen erwähnt, auf die *Dottrina Christiana breve* (1597) des Erzbischofs Bellarmin konnte kein Hinweis gefunden werden. Bischof Petrus Mogilas *Confessio Orthodoxa* (1642) war schlussendlich ein Reflex auch auf rumänischsprachige Katechismen im Fürstentum Siebenbürgen von calvinistischer Seite.“ (161) Diese Situation wurde dadurch noch komplexer, daß neben den gedruckten Varianten, die vielfach abgewandelt wurden, und den „hausgemachten“ Katechismen, die belegt, aber vielfach nicht überliefert sind (173), auch – u.a. als Ergebnis von Auslandstudien – viele individuell erstellte handschriftliche Varianten Verwendung fanden. Zachs Aufsatz gibt einen Überblick über eine Gattung und die dabei wirksamen europäischen Beziehungen im Prozeß einer „Mehrfachkonfessionalisierung“ (179) in einem mehrsprachigen und politisch zergliederten Raum, wobei die Sammlung und Erschließung selbst der einst bzw. noch heute vorliegenden Werke noch nicht als abgeschlossen gelten kann.

Bálint Keserű widmet sich mit dem „Fall Imre Újfalvi. Die reformierte Opposition in Ostungarn und die Melanchthon-Anhänger in Sachsen“ (185–195, Ill.) „einer der spannendsten Gestalten“ des von Magyaren bewohnten reformierten Gebiets des Fürstentums Siebenbürgen (185). In den 1580er und 1590er Jahren studierten in Wittenberg bedeutende ungarische Humanisten und von ihnen begleitete Adelsöhne in so hoher Zahl wie nie zuvor. Im Spätsommer 1591 kam auch Imre Újfalvi (mit vollem Namen Imre Szilvas-Újfalvi Anderko, geboren kurz vor 1570, gestorben vermutlich 1616 oder danach) nach Wittenberg, und die Erfahrungen, die er in dieser Phase der Ablösung der Philippisten und ihres Versuchs zur Beseitigung scholastischer Relikte in Unterricht und Wissenschaft machte, erwiesen sich als prägend für seine weitere Laufbahn. Keserű weist anhand u.a. des *Album Amicorum* Újfalvis nach, wie engen Kontakt dieser – als Anführer des selbst in Schwierigkeiten geratenen ungarischen Coetus in Wittenberg – zu verbannten oder geflüchteten Melanchthonianern hielt. Nach seiner Rückkehr ins Partium, vor allem in seiner Position als (reformierter) Pastor und Senior in Großwardein und als einer der bedeutsamsten Organisatoren des literarischen Lebens seiner Zeit initiierte er eine Bewegung gegen den autokratischen Bischof des Distrikts, Lukács Hodászi. Dafür wurde er – unter Zuhilfenahme der weltlichen Autorität – eingekerkert, ausgepeitscht, mit der Todesstrafe

bedroht und schließlich in die Moldau verbannt (186). Újfalvi ist gelegentlich – auf der Basis problematischer Indizien – als Vorläufer der ungarischen Puritaner gewertet worden (187). Bei genauer Prüfung ist sein Auftreten gegen die Vermischung weltlicher und geistlicher Autorität und gegen das Vorgehen des Bischofs jedoch von eben jener Haltung des Ankämpfens gegen scholastische Praktiken getragen, die auch die sächsischen Melanchthonianer vertraten. Generell, so Keserű, sei für die Beziehung zwischen Intellektuellen des ungarischen Partium und Vertretern des sächsischen Philippismus „zu dieser Zeit ein Scheinparadoxon charakteristisch: Die Ungarn verkoppelten die Vorbereitung auf eine nationale Mission auf ideale, weil hemmungslose Weise mit dem Kosmopolitismus der humanistischen *respublica litteraria*“. So war auch der Zusammenstoß zwischen Újfalvi und Hodászi mehr bzw. anderes als der spätere Kampf zwischen Puritanismus und Orthodoxie. Indem jedoch die Újfalvi-Partei zum Schweigen gebracht wurde, habe in Ostungarn und auch in Siebenbürgen eine letzte Phase der Konfessionalisierung begonnen.

Péter Ötvös beschäftigt sich am Beispiel des Matej Kabat oder Thoraconymus mit den „Möglichkeiten und Grenzen der Aktivität in der Heimat“ für die aus Wittenberg Heimgekehrten (199–206). Thoraconymus bekleidete 1571–77 das Amt des Schulrektors in Käsmark, war ab 1578 ein Jahr lang Schulrektor in Kauschau, das er aber nach heftigen konfessionellen Angriffen verlassen mußte, und ging nach einem Interim als Prediger in Újhely 1559 nach Sárospatak, wo er bis zu seinem Tode lehrte und weiter den Kontakt zum Humanismus zu halten suchte. Thoraconymus war nach Einschätzung Ötvös' eine der führenden Persönlichkeiten einer antiorthodoxen Gruppe an Melanchthon orientierter einstiger Wittenberger Studenten, die „gegen die ideologische und organisatorische Verstärkung der Kirche für breitere Freiheitsmöglichkeiten“ eintraten (202) und vor allem auf pädagogischem Gebiet wirksam wurden. Ötvös analysiert die pädagogische Haltung des Thoraconymus und die Angriffe, die auf ihn unternommen wurden, um die Frontstellungen innerhalb der evangelischen Zipser Städte in diesem Zeitraum herauszuarbeiten. Im 17. Jahrhundert sollte ihnen die Rezeption Johannes Arndts schließlich eine andere Richtung geben.

Katalin S. Némeths Aufsatz über „Eine wiederentdeckte Reisebeschreibung. Veit Marchtaler, Ungarische Sachen, 1588“ (207–218) belegt, daß Entdeckungen auch in den gemeinhin als bekannt und bibliographisch erschlossen geltenden Quellen immer wieder zu machen sind: Zum einen beschäftigt sich das 1632 in Straßburg erschienene „Itinerarium Gemaniae nov-antiquae. Teutsches Reyßbuch“ des Martin Zeiller keineswegs – wie der Titel vermuten läßt und weswegen es als *Hungaricum* nicht registriert wurde – nur mit Deutschland. Zum anderen geht es – wie in der Erstausgabe noch angegeben – auf einen Bericht des Veit Marchtlers (207) über seine Reisen in Ungarn zurück. Németh konnte im Ulmer Stadtarchiv auch die zugrundegelegte Schrift, nämlich die „Ungarischen Sachen von Anno 1588“ entdecken. In ihrem Beitrag rekonstruiert sie Werk und Lebensweg Marchtlers, diskutiert den Zweck seiner Schrift und verfolgt, welchen Abwandlungen die – stark dokumentarisch gehaltene – Vorlage im „Itinerarium“ unterworfen wurde. Insbesondere erweist sich Marchtlers Handschrift als Fundus für Beobachtungen zum Alltagsleben der von ihm bereisten Gegenden und zu Überlieferungen und Ansichten seiner Kontaktpersonen, die der sprachbegabte Reisende interessiert und in großer Breite festhielt. –

András Szabó beschäftigt sich mit dem „Copernicus-Jünger Georg Joachim Rheticus in Ungarn“ (219–225). 1551 mußte der Arzt und Naturwissenschaftler Rheticus, der Homosexualität bezichtigt, fluchtartig seinen bisherigen Wirkungsort Leipzig verlassen. Ab Herbst 1554 lebte er lange Jahre in Krakau und starb schließlich in Kaschau, wo er, wie Szabó rekonstruiert, bereits seit einiger Zeit tätig war. Einige Umstände seines Todes teilt das Vorwort Valenthin Othos zu dem von ihm vollendeten Werk seines Meisters über die Dreiecke (*Opus Palatinum*

*de triangulis*, 1596) mit. Szabó geht diesen Hinweisen nach, verfolgt auch den Lebenslauf Othos inmitten der Auseinandersetzungen zwischen Lutheranern, Philippisten und Calvinisten, bei denen Otho schließlich in Heidelberg eine dauerhafte Arbeitsmöglichkeit fand, und weist auf weitere Quellen hin, deren Auswertung möglicherweise weitere Details des Ungarnaufenthaltes des Rhetoricus klären könnte.

Robert Seidel wendet sich in seinem Beitrag „Der ungarische Späthumanismus und die calvinistische Pfalz“ (227–251) nicht wie z.B. Keserü und Ötvös dem Wirken ungarischer Studenten in ihrer Heimat zu, sondern untersucht die Begegnungen in Deutschland selber und ihre literarischen Reflexionen. Ab 1562 hielt sich eine wachsende Zahl ungarischer Studenten in Heidelberg auf, die nach der Vertreibung der Kryptocalvinisten aus Sachsen ab 1591 noch weiter wuchs. Viele von ihnen reüssierten in dem humanistischen Heidelberger Milieu, Seidel belegt anhand von Texten aus dem Umfeld der Dichterkrönung des Georgius Thurius und Johann Philipp Pareus im Dezember 1600 die Denkweise und politischen Konzepte der Ungarn und den Kontext, in dem sie an der Meinungsbildung der intellektuellen Zirkel der Pfalz mitwirkten. Hervorgehoben wird, daß im Medium der Dichtung auch in der Zeit sich zuspitzender konfessioneller Konflikte noch lange der *gemeinsame* Abwehrkampf gegen die Türken unter Führung des Kaisers beschworen wird (231, 242). Anders als schlesische Studenten kehrten die Ungarn aus Heidelberg meist wieder in ihre Heimat zurück. Daß die Liebe zum leidenden Vaterland meist der Ergänzung durch das Drängen der Mäzene bedurfte und der Abschied nicht leichtfiel, belegt Seidel am Beispiel des Thurius, der dies in Briefen an eine der Zentralfiguren der Heidelberger Ungarn, Albert Szenci Molnár, bekannte. Molnár, der jahrzehntelang blieb, war damit eine Ausnahme – nur hier, im Umkreis der calvinistischen Zentren Marburg, Herborn und Heidelberg schien ihm sein Plan einer Neuausgabe der ungarischen Bibel und der Übersetzung der Psalmen zu verwirklichen. Und für diese Leistung, für diesen „Beitrag zur Entwicklung der ungarischen Sprache als Medium der religiösen Unterweisung“, gestanden ihm seine Landsleute dieses lange Fernbleiben auch zu. Wiederum steht ausblickend der Hinweis auf die Notwendigkeit weiterer Forschungen, die den Realitätsgehalt der vielfach angenommenen und hier in einigen wichtigen Verbindungen nachgezeichneten „calvinistischen Internationale“ weiter erhellen können.

Den Grundton mit der Formel „Tristia ex Transilvania“ vorgehend, betrachtet Achim Aurnhammer abschließend „Martin Opitz’ Ovid-Imitatio und poetische Selbstfindung in Siebenbürgen (1622/23)“ (253–272, Ill.). 1622 war Opitz dem Ruf Gábor Bethlens an das Fürstliche Gymnasium in Weißenburg gefolgt, im Sommer des folgenden Jahres kehrte er allerdings schon wieder nach Schlesien zurück. Der kurze Aufenthalt, so die These Aurnhammers, markiere dennoch eine „werkgeschichtliche Zäsur, da Opitz sich während des ‘siebenbürgischen Exils’ seiner Berufung zum deutschen Nationaldichter bewußt wurde“ (253). Neben lateinischen Huldigungs- und Gelegenheitsgedichten und einem verschollenen wissenschaftlichen Werk, der hier begonnenen *Dacia Antiqua*, entstanden in Siebenbürgen auch zwei bedeutende deutschsprachige Dichtungen, an denen diese These belegt wird. Die Berücksichtigung gattungsspezifischer Motive in den von Opitz vorgenommenen Betrachtungen seiner Weißenburger Existenz hilft dabei, Momente der Selbststilisierung und des Entwerfens neuer Rollen in den auch, aber eben nicht nur autobiografischen Texten auszumachen. Das Motiv der Heimatlosigkeit durchzieht wiederum auch andere Texte, in denen es dann zu erwartende andere Motive – etwa das Lob Pannoniens – in die Nebenrolle abdrängt. Ausgeprägter Neustoizismus und Subjektivismus prägen alle in Siebenbürgen entstandenen Texte Opitz’ und schlagen sich in einer Transgression der Gattungstradition nieder. Als Opitz eigene Frage erweist sich in diesem Lichte die Frage eines seiner Gedichte, „Wo aber will ich hin?“ (269), und der Wunsch seines – gleichfalls auf Ovid bezug nehmenden – Programmgedichts „An die deutsche Nation“, in der

er seine Rolle als deutscher Dichter in seinem „Vaterland“ entwirft. Somit kommt der siebenbürgischen Episode – in Aurnhammers Worten: „dem siebenbürgischen Exil“ – „eine für Martin Opitz' dichterische Selbstfindung entscheidende Bedeutung bei“ (272).

Der vorliegende Band untersucht somit vor allem hochkulturelle Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn, die sich in dem – einleitend von *Brendle* so kenntnisreich geschilderten – Beziehungsgefüge politischer Art entfalteten. Schon auf dieser Ebene, das machen viele Beiträge deutlich, sind die Quellen rar und sind sie im Laufe der Jahrhunderte dünner geworden. Von ihnen her rekonstruierbar sind in erster Linie denn oft auch nur allgemeine Verläufe auch des Schicksals der Reformation bzw. der Konfessionalisierungsprozesse im historischen Ungarn – warum diese oder jene lokale Entscheidung getroffen wurde, wie sich konfessionelle und soziale Identität z.B. nicht nur des magyarischen Adels und des deutschen Bürgertums (*Fata*), sondern auch der magyarischen und slowakischen Bauern in Oberungarn oder Zentralungarn – oder anderen Zielgruppen z.B. der von *Zach* vorgestellten Katechismen – entwickelte, bleibt auf dieser Ebene offen. Auch hier, auch in der Einordnung und Deutung von Entwicklungen auf dieser Ebene, wären solche gemeinsamen Diskussionen wie die hier dokumentierte sinnvoll. Auf nicht endgültig geklärte Probleme bei der Deutung von Details weisen z.B. die Deutungen „der siebenbürgischen Religionsfreiheit“ oder deren Datierungen hin, die offenkundig von der Lesart vorliegender Gesetze mit Blick auf einzelne Gruppe getragen sind. Wie *Keserűs* abschließende Frage zur Einordnung von Bethlens – immerhin etwas menschenfreundlicheren, und zudem aus Sicht der Staatsräson nur vernünftigen – Versuch zur Schaffung einer souveränen Fürstenmacht und reformierten Hegemonie andeutet – *Keserű* scheint sie ausgehend von der vorgestellten Deutung *Újfalvis* als möglicherweise doch retrograd gegenüber dieser so dynamischen Strömung (195) –, betrifft die Begriffsbildung letztlich grundlegende Fragen der Einordnung zentraler politischer Prozesse wie des Schaffens der vorgestellten Humanisten und Reformatoren.

Die Herausgeber geben eingangs ihrer Hoffnung Ausdruck, daß der im Jahr des EU-Beitritts Ungarns erschienene Band zur Befestigung und Vertiefung der „überkommenen guten gelehrten Beziehungen zwischen ungarischen und deutschen Forschern“ beitragen möge. Angesichts der in Deutschland zu beobachtenden Kürzungen und Schließungen von Institutionen, die sich philologisch und historisch mit den gerade beigetretenen Ländern beschäftigen, auch und gerade auf dem Gebiet der ungarischbezüglichen Forschung, hinterläßt der gute Wunsch gemischte Gefühle. Es wird zunehmend fraglich, ob in professioneller Form an das angeknüpft werden kann, was der vorliegende Band an neuen Herausforderungen ausgehend von einem differenzierten Forschungsstand aufzeigt.

*Juliane Brandt*

### Notizes

<sup>1</sup> Vgl. hier aus der Sicht einer der Konstrukteure der These: Heinz Schilling: Nationale Identität und Konfession in der europäischen Neuzeit. In: *Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kulturellen Bewußtseins in der Neuzeit*. Hrsg. Von Bernhard Giesen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1991 (3. Aufl. 1996), 192–252. Ein Versuch der Anwendung auf Mitteleuropa und der Erkundung von Grenzen des Modells: *Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa: Wirkungen des religiösen Wandels im 16. und 17. Jahrhundert in Staat, Gesellschaft und Kultur*. Hgg. Joachim Bahlcke – Arno Strohmeyer, Stuttgart (Steiner) 1999. Deutlich skeptischer: Anton Schindling: Konfessionalisierung und Grenzen von Konfessionalisierbarkeit. In: *Die Territorien des Alten Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionali-*

sierung. *Land und Konfession 1500–1650*. Bd. 7. Hgg. Anton Schindling – Walter Ziegler. Münster (Aschendorff) 1997, 9–44.

<sup>2</sup> Márta Fata: *Ungarn, das Reich der Stephanskrone, im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Multiethnizität, Land und Konfession 1500 bis 1700*. Münster 2000.

<sup>3</sup> Jüngst hat Katalin Péter ihre bisherigen Forschungen ähnlich zusammengefaßt. Sie beobachtet eine Kontinuität grundherrlichen Desinteresses an der Lebensführung der bäuerlichen Gemeinde im Detail bis ins frühe 17. Jahrhundert. Noch der einschlägige Passus des Wiener Friedens und der Krönungsartikel von 1698 bezüglich der Dörfer sei lediglich von dem Bestreben getragen gewesen, die Einmischung der Zentralmacht in die Befugnisse der Grundherren gegenüber ihren Bauern auszuschließen. Auch wenn es lokale bzw. individuelle Unterschiede gegeben haben möge, sei die „grundherrliche Reformation“ kaum zu belegen, eine Praxis der Einflußnahme, des Reformierens bzw. Rekatholisierens sei erst im 17. Jahrhundert aufgekommen. (Katalin Péter: *A reformáció: kényszer vagy választás?* [Die Reformation: Zwang oder Wahl?]) Budapest (Nemzeti Tankönyvkiadó) 2004.) Religiöse Konflikte, bis hin zu den Atrozitäten der Kuruzzenkriege, die dann selbst spätere, die Akteure grundsätzlich als Kämpfer auf der eigenen Seite wertende Geschichtsschreiber mit Bestürzung erwähnen (Zsilinszky Mihály: *A magyar országgyűlések vallásügyi tárgyalásai* [Die Verhandlungen des ungarischen Reichstages zu Fragen der Religion]. 1.–4. Budapest 1881–1897. 3. 1647–1687. ebd., 1893, bes. 393), seien erst nach der gewaltsamen Einmischung von Staat und Militär in lokale Besitzstände aufgekommen.

## INSTRUCTION FOR AUTHORS

Hungarian Studies appears twice a year. It publishes original essays – written in English, French and German – dealing with aspects of the Hungarian past and present. Multidisciplinary in its approach, it is an international forum of literary, philological, historical, and related studies. Each issue contains about 160 pages and will occasionally include illustrations. All manuscripts, books and other publications for review should be sent to the editorial address. Only original papers will be accepted for publication.

### Submission of Manuscripts

Manuscripts should be sent in traditional, printed format and on disc or by e-mail to the editors:

Hungarian Studies 1067 Budapest, Teréz körút 13. II/205–207, Hungary

Phone: (36-1) 321-4407

E-mail: [hstudies@iti.mta.hu](mailto:hstudies@iti.mta.hu)

Homepage: [www.bibl.u-szeged.hu/filo](http://www.bibl.u-szeged.hu/filo)

### Presentation of Manuscripts

The printout should be typed double-spaced on one side of the paper, with wide margins. The order should be as follows: title page, abstract, keywords, text, appendix, acknowledgements, notes, references, table, figure captions. For more information see the publisher's homepage: <http://www.akkr.hu/journals/hstud> or contact the editor.

Title page. The title should be concise and informative. A short running title of no more than 40 characters should also be supplied. This is followed by the first name(s) and surname of the author(s), and the name of the institution the author works at. The mailing address, e-mail address and fax number of the corresponding author must also be given in a footnote.

Abstract should not exceed 200 words.

Keywords should not exceed 10.

Notes should be endnotes.

References in the text should follow the author-date format without comma. Where there are more than two authors, the name of the first author should be used, followed by et al. Publications by the

same author(s) in the same year should be listed as 1999a, 1999b. List the references in chronological order in the text and in alphabetical order at the end of the paper. The style and punctuation of references should conform to that used in the journal. See the following examples:

David H. Fischer, *Historians' Fallacies: Toward a Logic of Historical Thought* (New York: Harper & Row, 1970), 225.

Ralph V. Turner, "The Problem of Survival for the Angevin 'Empire': Henry II's and his Sons' Vision versus Late Twelfth-Century Realities," *American Historical Review* 100/1 (1995): 89.

Mary H. Beech, "The Domestic Realm in the Lives of Hindu Women in Calcutta," in *Separate Worlds: Studies of Purdah in South Asia*, ed. Hanna Papanek and Gail Minault (Delhi: Chanakya, 1982), 115.

Martin Buber, *Das problem des Menschen* (Heidelberg: Lambert Scheider Verlag, 1984), 35.

Martini, Fritz: *Deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 18. Aufl. Stuttgart: Krönet 1984 (= Kröners Taschenausgabe 196). S. 125.

Szabó, János: „*Wilhelm Tell in der Schule*“ oder *Frischs Requiem auf die Satire*. – In: Bassola, Péter; Hessky, Regina; Tarnói, László (Hg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie*. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993 (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24). S. 321–332.

Köpcke, Klaus-Michael: *Die Beherrschung der deutschen Pluralmorphologie durch muttersprachliche Sprecher und L2-Lerner mit englischer Muttersprache*. – In: *Linguistische Berichte* 1987. Bd. 107. 23–43.

Tables. Each, bearing a title, should be self-explanatory. They should be mentioned in the text, numbered consecutively with Arabic numerals and placed on separate sheets at the end of the manuscript, following the References. Their approximate position should be indicated on the margin of the manuscript.

Proofs and reprints. One set of proofs will be sent to the corresponding author, who is requested to return it to the editor within 48 hour of receipt.

## From the Contents of the Forthcoming Issue

*János M. Rainer: Intersecting Lives – Imre Nagy and János Kádár in 1956*

*Péter Hajdu: Hungarian Writers on the Military Mission of Austria-Hungary in the Balkans*

*Mihály Szegedy-Maszák: Words and Music: *Pelléas*, *Ariane*, and *Bluebeard**

*Zoltán Imre: Nations, Identities, and Theatres: Reflection on the Concepts of National Theatre in Europe*

ISSN 0236-6568



9 770236 656005

Printed in Hungary  
PXP Ltd., Budapest